

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 17. April 1902.

(Nachdruck verboten.)

## Das Zirkuskind.

Roman von Emma Merk.

(Fortsetzung.)

Ein feierliches Schweigen lag über dem Saale, und die Augen richteten sich auf das Mädchen auf der Anklagebank, um den Eindruck der Rede in ihren Zügen zu beobachten.

Aber es war kein tief zerknirshtes, von Todesangst zerwühltes Gesicht, das man erblickte.

Dahla hatte sich während der letzten Worte plötzlich erhoben. Mit einem Ausdruck stolzer Abwehr hatte sie dem Staatsanwalt auf die Lippen geblickt und war nicht zusammengezuckt, als er seinen Strafantrag aussprach.

Nun stand sie hochaufgerichtet mit flammenden Augen; in ihrem Gesicht glühte eine heiße, nach Worten ringende Empörung und furchtlos sich an den Präsidenten wendend, bat sie, selbst ein paar Worte sprechen zu dürfen.

„Haben Sie dem Gerichte eine Eröffnung zu machen?“

„Ja!“

„Ich bitte sich aber kurz zu fassen. Es ist jetzt Sache des Herrn Verteidigers, in Ihrem Namen zu replizieren.“

„Aber ich fühle wohl,“ begann Dahla mit vor Aufregung zitternder Stimme, die erst allmählich erstarrte; „ich fühle, wie berechtigt auch der Herr Verteidiger für mich sprechen mag, es wird ihm nicht gelingen, das Verdammungsurtheil, das über mir schwebt, zu vernichten.“

Im Zuschauerraum war athemlose Ruhe. Auch auf den ernstesten Gesichtern der Richter zeigte sich ein Ausdruck neugieriger Spannung. Man erwartete ein Bekenntnis der Angeklagten. Der Verteidiger klopfte in nervöser Ungebuld auf die vor ihm liegenden Akten.

„D, der Herr Staatsanwalt hat es wohl betont, das eine, auf das alles ankommt!“ fuhr das Mädchen fort. „Schon meine Eltern waren in Acht und Bann der Gesellschaft! Ich habe nie eine Heimat gehabt, keine Mutter! Das war mein Unglück! Das lastet nun auf mir als Schuld! Wäre ich nicht arm, wäre ich nicht einsam ohne Schutz der Familie, man würde den furchtbaren Verdacht nicht sofort auf mich gewälzt, viele kleine Zufälligkeiten würden sich nicht zu einem schwerwiegenden Beweismaterial zusammengefügt haben. D, es ist leicht, gut und fröhlich zu sein für jene Glücklichen, die von ihrem ersten Lebensbeginn an nur Liebe, nur Güte um sich fühlen. Meine frühesten Erinnerungen sind Schläge, wieder Schläge, sind höhrende Worte, Beschimpfungen, wenn ich im Zirkus mit dem Teller herumgehen und sammeln, das heißt — betteln mußte. Als sich Frau Wildenau dann meiner er-

barnte, hat sie mir wohl, von einer Stunde zur anderen, neue Kleider anziehen und den Stallbust des Zirkus aus meinen Haaren waschen lassen können, was ich mit meinen Kinderaugen gesehen, mit meinen Kinderohren gehört. — das verlernte sich nicht so schnell. D, sie hat mich in ein treffliches Institut geschickt! War's meine Schuld, daß die Lehrerinnen kein Herz hatten für das verwaorloste Kind, die Mitschülerinnen mir fremd gegenüberstanden, feindselig fast, die Besitzenden gegenüber der Besitzlosen. Es war freilich thöricht, daß ich fortließ; aber ich kannte ja das Leben nicht. Ich wußte nicht, was es heißt, als Mädchen allein, ohne Heimat, ohne Eltern, in der Großstadt leben! Das heißt, mit dreisten Blicken betrachtet werden von den Männern, gemieden von den Frauen; was nützen dem Seiltänzerkind Stolz und Tugend? Man lacht über ihre Begeisterung für die Kunst. Weit ich unglücklich war, darum glaubt man auch, daß ich schlecht sei. Weil ich im Schmutz geboren bin, soll dieser Schmutz mir auch nach Jahren noch anhaften. Noch nach dem Tode wird die abenteuerliche Existenz der Mutter der Tochter zum Fluche. Und man wundert sich, daß ein Geschöpf wie ich nach einem Besitz begehrt, der die Freiheit sichert? Man verdankt es mir, wenn ich es lange satt hatte, dieses Leben, — gründlich satt. Noch einmal erkläre ich: ich bin unschuldig an Frau Wildenaus Tod! Vielleicht glaubt man mir in diesem Augenblicke!“

Starr, weit geöffnet schauten ihre Augen ins Publikum hinaus, als suchten sie nach einem letzten Blick; — ihre Linke greift mit rascher Bewegung in ihr Haar, eine der schweren Flechten sinkt herab; sie aber neigt das Haupt und drückt die Hand an die Lippen.

Da schreit eine angstheifere Stimme:

„Um Gotteswillen! Sie tödtet sich!“

Mit einem raschen Griff faßt der hinter Dahla stehende Schutzmann ihre beiden Hände. Sie wehrt sich wie eine Verzweifelte. Er muß ihr eine dunkle Kapsel, die sie aus dem Haar genommen und die sich nicht so rasch hatte öffnen lassen als sie erwartet, aus den Zähnen reißen.

Gebrochen, todesmatt sinkt sie auf die Anklagebank zurück. Nun ist sie des Letzten beraubt, was ihr bisher den Muth des Ertragens gab; nun erst fühlt sie sich untergehen in Schmach und Elend. Stumpfsinnig starrt sie vor sich hin. Müde und klanglos kommt der Ton der Worte über ihre blassen Lippen, als sie nun befragt wird, wie und warum sie das Gift in ihren Haaren versteckt gehalten habe. Bei ihrer Gefangennehmung habe sie die Kapsel an einer Schnur um den Hals getragen; aus der Ohnmacht erwacht, sich aber sofort besonnen, daß dieselbe ihr entrisfen werden würde, wenn sie sie nicht ganz heimlich verwahrte. Das sei ihr denn gelungen, sie bedaure nur, daß sie nicht während der einsamen Haft ihrem Leben ein Ende gemacht habe.

Das Publikum war während des ganzen Vorfalles so laut und erregt geworden, daß der Präsident auf die Glocke drückte und Ruhe gebot, wenn er nicht den Saal räumen lassen sollte. Es entstand eine Pause. Der Inhalt der kleinen Kapsel, welche man der Angeklagten abgenommen hatte, wurde von den Sachverständigen gewogen, geprüft. Dr. Tulberg erschien noch einmal als Zeuge. Erst nachdem der Präsident mehrere Fragen an den Arzt gerichtet hatte, erhob sich der Bertheidiger, ein kleiner Mann mit klugen, scharfen Augen und einer sehr lebhaften Vortragsweise:

„Meine Herren Richter und Geschworenen! Obwohl ich vom ersten Augenblicke an, da ich Fräulein Dahla Weiß gegenübertrat, voll und ganz von deren Unschuld überzeugt gewesen bin, habe ich doch nicht geglaubt, daß meine Aufgabe, auch die Herren Geschworenen mit dieser meiner Ueberzeugung zu durchdringen, eine so leichte sein würde, wie sie durch diesen letzten Vorfall geworden ist. Mit geradezu dämonischer Tücke reihten sich die Einzelheiten zu einem Netz des Mißtrauens zusammen, das die Angeklagte von allen Seiten umschloß. Aber meine Herren, die wichtigste Masche in diesem Netz, die Masche, in die sich alle andern schlangen, das war der Besitz des Giftes, den Fräulein Dahla Weiß nicht leugnete, ohne doch über den Verbleib desselben Aufschluß zu geben. Dieses Gift, — das ist der Hauptpunkt der Anklage! Und es liegt nun in der kleinen, dunklen Kapsel vor uns auf dem Gerichtstische. Dieselbe enthält genau dasselbe Gewicht, das an dem Fläschchen Dr. Tulbergs fehlte. Die Angeklagte besaß also das Gift noch, das sie sich zu verschaffen gewußt; da sie es noch besaß, kann sie mit diesem Cyankali nicht Frau Wildenau getödtet haben!

Ehe ich auf die weiteren Punkte der Anklage, die nach diesem einen ihr entzogenen Stützpunkt etwas hinfällig geworden, weiter eingehen, beantrage ich das Vernehmen einer Zeugin, auf die ich erst im Verlauf der heutigen Verhandlung aufmerksam geworden bin. Ich bitte an jene Babette Wägler, die am Sonntag den 30. Januar in Frau Wildenaus Wohnung zur Aushilfe war, einige Fragen stellen zu dürfen. Ich habe sie hierher bestellt.“

Das Mädchen wurde hereingeführt und vereidigt. Es hatte klösterliche Manieren und schien von haarsträubender Einfältigkeit.

Anfänglich war sie auch so verlegen und erschrocken, daß sie völlig wirre Antworten gab. Wiederholt auf den Ernst ihres Eides aufmerksam gemacht, stammelte sie dann endlich auf eine ungeduldige Frage des Bertheidigers hervor:

„Ein Herr, ein feiner Herr habe an jenem Sonntag geklingelt und nach Frau Wildenau gefragt.“

„Und als Sie ihm sagten, die Dame sei nicht zu Hause, gab er seine Karte ab und entfernte sich?“

„Nein, Karte hat er keine abgegeben,“ erwiderte das Mädchen langsam, mit ihren albernen Augen vor sich hinglitzend.

„Aber er ist fortgegangen?“

„Nein.“

„Nein?“ rief der Bertheidiger lebhaft. „Er hat also gewartet?“

„Nein. Er hat nicht gewartet.“

Dem Bertheidiger, einem aufgeregten jungen Mann, zuckte es in allen Nerven vor Aerger über das blöde Phlegma der jungen Person.

„Aber er muß doch irgend etwas zu Ihnen gesagt haben?“

„Ja.“

„Was hat er Ihnen gesagt?“

„Ich verstand es nicht recht. Der Herr war ein Ausländer.“

„Er sprach garnicht deutsch? Dann konnte er ja auch nicht nach Frau Wildenau fragen?“

„Ja, einige Worte wußte er schon. Er sagte, er sei der Bräutigam von Fräulein Wildenau, die zu Besuch kommen sollte, — das hatte mir die Walburga erzählt — und dann sagte er, er möchte einen Blick in die Zimmer werfen, wegen der Einrichtung.“

Der Bertheidiger war von seinem Sitz aufgesprungen, auch die Richter blickten gespannt auf die Lippen des Mädchens. Der

Staatsanwalt strich sich mit der Hand über den Bart und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Sie haben den Herrn in die Zimmer geführt?“

„Ja. Er bat sehr höflich. Er möchte seiner Braut dieselben Möbel bestellen, sagte er.“

„Er ist in alle Zimmer getreten?“

„Ja.“

„Auch in das Schlafzimmer der gnädigen Frau?“

„Ja. Das sei am hübschesten, hat er gesagt.“

„Sie haben ihn begleitet und sind immer an seiner Seite geblieben?“

„Ja.“

„Besinnen Sie sich wohl: ist der Herr keine Minute in den Zimmern allein gewesen?“

„Nur so lange, bis ich ihm einen Bleistift geholt habe. Er hat, glaube ich, etwas zeichnen wollen; aber ich verstand ihn lange nicht. Er sagte immer „einen pencil“ und ich suchte nach einem Pinsel, fand aber keinen.“

„Und während der Zeit ist der Herr allein in dem Zimmer geblieben? In welchem Zimmer?“

„In dem Schlafzimmer.“

Im Publikum wurden laute Ausrufe vernehmbar.

„O! Hört! Hört!“

„Besinnen Sie sich, wie lange Sie nach dem Bleistift suchten?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Fünf Minuten?“

„So lange mag es wohl gewesen sein.“

„Warum haben Sie später der Köchin nichts über den Vorfall erzählt?“

„Der Herr drückte mir einen Thaler in die Hand und sagte, ich sollte nicht verrathen, daß er dagewesen. Er wolle seiner Braut eine Ueberraschung bereiten.“

Im Publikum war wieder lebhafte Bewegung, auch die Richter und Geschworenen flüsterten aufgereggt untereinander. Nach einer halblauten Berathung, nachdem Walburga Meierhofer auf Befragen des Präsidenten ausgefragt hatte, daß sich der Bräutigam des Fräulein Edith Wildenau wieder in der Stadt befinde, da, so viel sie gehört habe, heute die Trauung stattfinden sollte, wurde ein Polizeibeamter beordert, den Herrn vor das Gericht zu rufen.

Eine Mittagspause wurde beantragt und genehmigt.

Nach Wiederbeginn der Sitzung hatten die Richter und Geschworenen eben ihre Plätze eingenommen, die Zuschauerlogen und der Saal sich aufs neue gefüllt, als der vor Gericht geladene Mr. Symons eintrat, im Frack mit weißer Halsbinde, den Zylinderhut in der Hand, mit einer Orangtblüte im Knopfloch. Er verneigte sich kurz vor dem Präsidenten und beklagte sich sehr laut, aber in englischer Sprache über die Rücksichtslosigkeit, einen Mann, der eben zu seiner Trauung fahren wolle, den Bürger eines freien Landes vor ein deutsches Gericht zu beordern und ihn in seiner freien Bewegung zu hindern. Er begreife nicht, was er hier solle und bitte nur, ihm rasch zu sagen, worüber er Aufklärung schuldig sei. Seine Braut warte. Ein Amerikaner sei nicht gewöhnt, eine Dame warten zu lassen.

Dahla hatte, als der Herr in den Saal getreten war, eine überraschte Bewegung gemacht und sah ihn mit so großen, forschenden Augen an, als er sich die Eidformel übersetzen ließ, ehe er sie nachsprach, daß ihr Bertheidiger sich zu ihr wendend frug, ob ihr Mr. Symons bekannt sei.

„Mr. Symons ist mir fremd. Aber ich bin fest überzeugt, daß ich vor Jahren dieses selbe Gesicht gesehen, diese Stimme gehört habe. Damals aber unter anderm Namen. Er ist kein Amerikaner von Geburt.“

Mr. Symons wurde über seine Vaterstadt, seine Religion u. s. w. befragt. Er zog mehrere Papiere aus der Tasche und reichte sie dem Präsidenten.

„Sie waren früher schon in Deutschland?“ frug der Verteidiger.

„Nein.“ Mr. Symons schüttelte energisch den Kopf.

„Meine Klientin behauptet, Sie schon früher unter einem anderen Namen gekannt zu haben.“

Mr. Symons deutete mit verächtlicher Miene auf die in der Hand des Präsidenten befindlichen Papiere. Aber den scharfen Augen des Verteidigers entging es nicht, daß er trotz seiner anscheinenden Gelassenheit die Farbe wechselte. Sein Gesicht aber wurde grünlich fahl, seine Nasenflügel zitterten und es zuckte wie ein elektrischer Schlag durch seinen Körper, als aus dem Hintergrunde des Saales eine hohle, dumpfe Stimme rief:

„Jan Stzezane!, das ist sein Name!“

Aller Augen wendeten sich nach der Ecke, aus der der düstere Ton gekommen war, wie ein grollender Nachschrei der beleidigten Wahrheit. Man wußte nicht, wer die Worte gesprochen, um so unheimlicher war ihr Eindruck.

Wie auch Mr. Symons sich bemühte, amerikanische Gelassenheit zu heucheln, sein jähes Erschrecken war nicht unbemerkt geblieben, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, wenn er auch zu lächeln versuchte.

Der Präsident gab den Auftrag, den Mann, der den Namen genannt hatte, vorzuführen.

Es war ein hagerer Mensch mit verkümmertem Gesicht und dünnem Haar, in einem sadenscheinigen schwarzen Rock, aber nicht ohne einen gewissen Anstand in der Erscheinung, der auf eine bessere Vergangenheit schließen ließ. Er hatte als Reporter der Verhandlung beigewohnt und hielt noch sein stenographisches Konzept in Händen.

„Ich heiße Strügel und war Leutnant in österreichischen Diensten. Ich bin bereit, eidlich zu erkhären, daß dieser Mann, der sich dem Gericht als Amerikaner vorstellt, kein anderer ist, als mein ehemaliger Kamerad, Jan Stzezane!“

Er leistete den Schwur und sagte dann, die traurigen Augen fest auf den im Hochzeitsstaate vor dem Gerichtstische stehenden Mann geheftet:

„Diesem hier danke ich meine vernichtete Existenz. Dieser hat mich gelehrt, Schulden machen, hat meinen Namen mißbraucht, mich belogen und beschwindelt, bis ich bald so tief in der Klemme saß, wie er selber. O, ihn kenne ich! Und wenn er auch den Ausländer spielt, wenn er auch seine deutsche Zunge verleugnen will, vor mir verleugnet er sich nicht! Seit mehr als zwölf Jahren fluche ich Tag und Nacht über dieses Teufelsgesicht!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Urgeschichte der Landwirthschaft.

Von Franz Seiler.

Wenn wir irgend ein Buch zur Hand nehmen, in dem die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes vom Urzustande der Kultur geschildert wird, so finden wir übereinstimmend die drei Stufen des Jägers, des Hirten und des Ackerbauers als den Werdegang dieser Entwicklung angegeben. Der Urmensch lebte von dem Wilde, das er jagte oder in Gruben fing, dies nährte und kleidete ihn, und Knochen und Horn gaben ihm Material zu mancherlei Geräthen. Später gewöhnte sich der Mensch daran, geeignete Thiere in der Gefangenschaft zu halten, so daß er sie immer zur Verfügung hatte, und zog außer der Verwendung des Fleisches und des Fells auch die Milchwirthschaft in seinen Betrieb, bei den Vögeln auch den Genuß der Eier. Und ganz zuletzt ging dann die nomadenhafte Viehwirthschaft in die sesshafte Landwirthschaft über, wodurch zuerst die Grundlage zu größeren Ansiedelungen, zur Bildung von Volk und Staat und überhaupt zur Kultur gegeben wurde.

So lautete bis vor kurzem die herrschende, oder wenigstens die niemals ernsthaft bestrittene Lehre. Einige abweichende Ansichten, die hie und da wohl laut wurden, drangen nicht durch. Erst jetzt scheint das anders zu werden, und das Ergebnis wird wohl sein, daß der Ackerbau, in einer gewissen Form wenigstens, viel älter ist als man glaubte, und daß überhaupt der Entwicklungsgang ein ganz anderer gewesen sein dürfte.

Die bisherige Ansicht fand ihre hauptsächlichste Stütze in der etwas oberflächlichen Betrachtung heutiger Jäger- und Nomadenvölker, die ja natürlich auf niedrigerer Kulturstufe stehen als die jetzigen ackerbautreibenden Nationen. Aber man übersah dabei, daß auch bei ganz ausgesprochenen Jäger- und Fischervölkern die Pflanzenkost eine große Rolle spielt; sie bauen zwar nicht selbst, aber haben einen geregelten Tauschverkehr, die Tschukttschen mit den Chinesen, die Indianer Nordwestamerikas mit den südlicheren Ansiedlern u. s. w. Solche Jägervölker, die gar keinen Ackerbau in irgend einer Form kennen, finden sich überhaupt fast nur in Gegenden, die eben klimatisch keinen Ackerbau gestatten. In Amerika existirte, wovon freilich unsere Indianerbücher nichts wissen, schon vor der Entdeckung durch die Weißen vom La Plata bis zum Lorenzstrom Bodenkultur, neben der Jagd und dem Fischfang, allerdings kein Ackerbau in unserer Art, kein Pflug und kein Ochsengepann.

Uebrigens muß auf alle Fälle, selbst wenn die Jagd die verhältnißmäßig älteste Form der Nahrungsgewinnung gewesen sein soll, ihr noch eine ältere Form vorausgegangen sein: die des einfachen Sammelns. Zur Jagd und zum Fischfang gehören doch immer gewisse Geräthe, so primitiv sie auch anfangs gewesen sein mögen, und ehe der Mensch sich diese Geräthe anfertigen lernte, muß er gelebt haben. Auf den Urzustand des „Sammelns“ hat schon Vink im Jahre 1821 hingewiesen, freilich mehr als Vermuthung. Inzwischen haben wir erfahren, daß es dergleichen noch heute giebt. Bei einigen Stämmen Australiens, die noch im Urzustande leben, geht der Mann vormittags in den Busch, um Nahrung zu suchen. Ueber der Schulter hat er eine Art Küber aus einem dicken Bambusrohr, oben offen, unten neben einem Knoten abgeschritten, also geschlossen. In der Rechten führt er einen hölzernen Spieß, und was ihm nun in den Weg kommt, Mäuse, Käser, Vögel, Spinnen, was er nur aufspießen kann, wandert in seinen Vorrathsküber. Wenn er denkt, daß es genug sein könnte, kehrt er heim, und sein Weib hat inzwischen in ähnlichem Gange Erbares aus dem Pflanzenreiche eingesammelt.

Das ist jedenfalls die Ur-Ernährung des ganzen Menschengeschlechtes gewesen, und vermuthlich hat dabei der pflanzliche Theil eine recht bedeutende Rolle gespielt. Die Pflanze ist ja doch leichter zu „fangen“ als das Thier. Man wird dann wohl auch bald die Erfahrung gemacht haben, daß aus Pflanzensamen und Knollen, die man der Nahrung wegen hauptsächlich aufsuchte, neue Pflanzen wuchsen, und daß man sich die Arbeit des Sammelns bedeutend vereinfachen konnte, wenn man an Stellen, die bisher ungenießbares „Unkraut“ getragen hatten, solche Samen oder Knollen, deren Nachkommen man genießen konnte, aussäete. Das Auskeimen achtlos beiseite geworfener Samen, an denen vielleicht einmal Ueberfluß war, wird den Weg gewiesen haben.

Viel schwieriger und langwieriger wird der Uebergang von der Jagd oder der noch primitiveren Form des Einsammelns der Thiere zum Halten von Hausthieren gewesen sein. Jeder Thierzüchter weiß, wie schwer sich Thiere in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung entschließen; es hat jedenfalls eine jahrhundertelange Anpassung nebst fortgesetzter Kreuzung mit wilden Verwandten dazu gehört, ehe unsere Hausthiere zu dem geworden sind, was sie heute sind. Dasselbe gilt von der Milchwirthschaft; denn im Naturzustande giebt jedes Thier nur so lange und so viel Milch, als es für die eigene Nachkommenschaft nöthig ist, und dann nicht mehr. Eduard Hahn, der sich mit diesen Dingen in der letzten Zeit sehr eingehend beschäftigt hat, weist auch auf die auffallende

Thatsache hin, daß die Chinesen, die doch unseren Ackerbau auch haben, den Milchgenuß nicht kennen, daß sie nicht einmal den Genuß des Kумы, der Milch in berauscher Form, angenommen haben, obwohl sie überall an die Milchwirtschaft treibenden Mongolen und Tataren angrenzen und lange Zeit eine Dynastie mongolischen Ursprungs gehabt haben — ein Argument, das die Lehre von drei Stufen (Jäger, Hirt, Ackerbauer) in der That etwas erschüttern kann.

Interessant ist, daß auch unser großer Dichter Schiller, der ja kein Anthropologe war, aber die Sache naiv betrachtete, den Landbau für älter ansah als die Viehzucht. In seiner Studie über die erste Menschengesellschaft findet sich folgende Stelle: „Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begießen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornete ihn die Noth, der Natur seinen Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen. Man muß aber nicht glauben, daß der erste Anbau gleich Getreidebau gewesen, wozu schon sehr große Zurüstungen nöthig sind, und es ist dem Gange der Natur gemäß, stets von dem Einfacheren zu dem Zusammengefügteren fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis eines der ersten Gewächse, die der Mensch baute. . .“ Etwas weiter geht dann der Dichter zur Viehzucht über: „Schwerer scheint der Schritt zu sein, den er zum Gebrauch der Thiere machte.“ Er führt dann aus, was nach dem Vorhergesagten wohl ein Irrthum ist, daß der Milchgenuß den Menschen zur Viehzucht veranlaßt habe, die ihm ein leichtes, sorgenloses Dasein gewährte. Aus dem Reide des schwer arbeitenden Ackermannes auf den stöhlischen Hirten, der ihm als Müßiggänger erschien, der sogar seine Herde in die Pflanzungen des Ackermannes trieb, weil ihm der Werth der Arbeit noch unbekannt war, erklärt dann der Dichter die ersten Konflikte des Menschengeschlechtes, den blutigen Zusammenstoß zwischen Cain und Abel.

Die erste Form des Ackerbaues war nun von der unseren sehr verschieden. Es fehlte ihr der Pflug, es fehlte ihr das Ochsengespann. Der Mensch selbst lockerte den Boden auf, und er bediente sich dazu zunächst primitiver Instrumente von der Form einer Hacke, aus dem sich dann die eigentliche Hacke entwickelte und später trat auch der Spaten hinzu. Eduard Hahn hat deshalb diese älteste Art den „Hackbau“ genannt.

Dieser Hackbau beherrscht noch bei uns die ganze Gartenwirtschaft, und auch das wichtigste amerikanische Getreide, das wir übernommen haben, der Mais, sowie das wichtigste afrikanische Getreide, die Durrha, ist dem Hackbau treu geblieben. So wird das älteste europäisch-asiatische Getreide, die Hirse (oder, wie Victor Hehn will, der Hirse) noch heute, wo er gebaut wird, im Hackbau erzeugt. Die Hirse war, wie Oswald Heer gezeigt hat, bei uns schon zur Zeit der Pfahlbauten, als man noch keinen Pflug kannte und das Rind als Zugthier gleichfalls noch nicht eingeführt war, dasjenige Getreide, das von jenen ältesten Ansiedlern auf Feldern mit der Hacke angebaut wurde.

Es stimmt dazu ausgezeichnet, daß die Hirse noch jetzt über das ganze Gebiet unseres Ackerbaues verbreitet ist, und noch darüber hinaus. Bis in das Amurgebiet, und bei den Ainos, sowie auch auf Formosa, wohin der Ackerbau in unserer Form nicht gedrungen ist, findet sich der Hirsebau, und auf Java herrschte gleichfalls der Hirsebau, ehe in historischer Zeit Reis, Pflug und Rind (hier als Büffel) gemeinsam dorthin verpflanzt wurden. Und wie der Hirsebau überall über den eigentlichen Ackerbau räumlich hinausgreift, ebenso hat auch beispielsweise das ältere Getreide, die Gerste, eine größere Verbreitung als das jüngere, der Weizen, u. s. w.

Unser Ackerbau, mit Pflug und Ochsengepann, an dessen Stelle dann bei uns häufig das Pferd getreten ist, ist also eine

jüngere Erscheinung, was nicht ausschließt, daß diese Erscheinung für uns eine sehr alte ist. Er war zur Zeit des Mittelalters schon über das ganze europäisch-asiatische Kulturgebiet verbreitet; Amerika, das man nicht kannte, Afrika, das man beinahe nicht kannte, und selbstverständlich auch Australien waren von ihm ausgeschlossen.

Die Ausbildung des Ackerbaues und seine Verbreitung hat in uralter Zeit stattgefunden, und wir haben bis jetzt noch keine Kunde, wann und wo das gewesen sein könnte. Auch fehlt uns die Kenntniß, wie die allmähliche Zähmung des Kindes zum Zugthier und zum Milchvieh vor sich gegangen ist. Eduard Hahn meint, es müßten bei dieser zunächst recht undankbaren Zucht uralte Kulturelemente mitgewirkt haben, und er führt zahlreiche Gründe dafür an.

Der Nomade aber, der Hirt und Thierzüchter, wie auch der Jäger und Fischer, erscheint nun nicht mehr als ein Vorläufer des Ackerbauers, sondern als eine durch klimatische Verhältnisse hervorgerufene Parallel-Erscheinung. Die Entwicklung der Menschheit war eben nicht überall die gleiche, und Nachkommen von Ackerbauern konnten wohl, in unwirthliche Gegenden verschlagen, zu einem einfachen Jäger- und Fischerleben herabsinken — wie auch umgekehrt.

(Nachdruck verboten.)

## Das Denkmal von Pirripazzi.

Eine Heldengeschichte von Woldemar Urban.

(Schluß.)

Der Schneider, der allerlei Bücher besaß und darin las, war der Gelehrte des Dorfes, aber von einem berühmten Mann oder Mitbürger von Pirripazzi wußte er nichts und auch in seinen Büchern stand nichts von Pirripazzi. Was thun? Auch der Padre Sinofrio, den Don Leone in dieser Beziehung konsultirte, wußte nichts — Pirripazzi besaß in der That keinen berühmten Mann. Und doch wollte Don Leone etwas für den Ort thun, er mußte ein Denkmal haben. Wie hätte er sich sonst um den Ort verdient machen können, wenn nicht dadurch? Wie hätte er seinen Mitbürgern sonst seine Verdienste um Pirripazzi ad oculos demonstrieren und seine Wiederwahl sicher stellen können? Also der berühmte Mann mußte her, es mochte biegen oder brechen.

Das machte dem gewaltigen Beherrscher von Pirripazzi sehr zu schaffen und Tag und Nacht grübelte er über die Angelegenheit nach. Er hatte schon daran gedacht, sich mit dem berühmten Garibaldi oder mit dem großen Victor Emanuel, dem *re galantuomo*, aus der Affaire zu ziehen, aber was hatten diese mit Pirripazzi zu thun? Standen doch Denkmäler viel schöner und großartiger als man sie in Pirripazzi träumen konnte, schon überall herum? Nein, es mußte ein berühmter Mitbürger, ein Pirripazzianer sein.

Als Don Leone an der einzigen Locanda des Ortes, „Zur Sirene“ hieß sie, vorbeiging, saß in der Weinlaube vor dem Hause ein Fremder vor einem Schoppen Wein. Ein Fremder in Pirripazzi! Das war ein Ereigniß und neugierig trat Don Leone näher. Der Wirth der Locanda wäre über diese hohe Ehre beinahe auf den Bauch gefallen. Er riß die Mütze vom Kopfe, setzte damit den Tisch rein, machte die respektvollsten Diener und plauschte mit einer entsetzlichen Zungenfertigkeit von der hohen Ehre und dem Signor Sindaco und fragte, was seine Gnaden befehle. Der Wirth war eigentlich von der Partei Don Bernardos, wie der Sindaco wohl wußte, aber er war schlau genug, den Mantel nach dem Wind zu hängen.

„Einen Halben, Herr Wirth,“ befahl Don Leone und setzte sich direkt zu dem Fremden.

„Heißes Wetter heute, nicht?“ begann Don Leone herablassend die Unterhaltung. Aber der Fremde schien wenig Lust zu haben, sich zu unterhalten. Er war sehr zurückhaltend, ernst, fast niedergeschlagen und trübsinnig. Indessen kam er natürlich damit bei Don Leone nicht an.

„Schöne Gegend, nicht?“ fuhr er fort, „prächtiger Wein. Besonders nach dem Essen hin und am Berge hinauf. Schade daß Pirripazzi so wenig bekannt ist. Reizende Gegend. Waren auch schon drei oder vier Maler hier, um von hier aus den Berg abzumalen. Sind wohl auch Maler, mein Herr?“

„Nein. Ich bin Bildhauer!“ antwortete der Fremde.

Don Leone wäre beinahe von der Bank gefallen. „Bildhauer!“ rief er rasch und interessiert, „aber das ist ja gerade was wir brauchen.“

„Wie?“ fragte der andere aufhorchend.

„Ein Denkmal müssen wir haben. Wie ist Ihr voller Name, mein Herr? Ich bin nämlich der Sindaco von Pirripazzi, Don Leone Pasturi.“

Jetzt wurde auch der Fremde aufmerksam.

„Ich heiße Enrico Cardoni,“ erwiderte er aufstehend, „und bin Bildhauer aus Neapel, werde indessen infolge eines größeren Auftrages von Neujahr ab nach Rom übersiedeln.“

„Nach Rom! Aber erst zu Neujahr. Gut. Dann ist ja die Wahl vorbei — —“

„Und Sie wollen wirklich in Pirripazzi ein Denkmal aufstellen?“ fragte der Künstler etwas ungläubig lächelnd.

„Wir müssen ein Denkmal haben und wenn es hundert Lire kostet.“

Nun lachte der Bildhauer ziemlich ungenirt und belustigt. Der Gewaltige von Pirripazzi schien ihm Spaß zu machen.

„Und wem wollen Sie ein Denkmal errichten?“

„Ja, das ist eben der Teufel! Wem? Dem berühmten Mann von Pirripazzi.“

„Und wer ist das?“

„Das ist ja das Elend — wir haben keinen! Denken Sie sich das Pech. Pirripazzi, das doch ebensolange existiert wie Rom oder Neapel, hat keinen berühmten Mann. Ist das nicht zum Haarausraufen?“

„Ach, gehen Sie doch, Herr Sindaco! Alle Welt hat einen, wenn auch noch so bescheidenen berühmten Mann, und das alte Pirripazzi sollte keinen haben? Warum nicht gar. Ist garnicht glaubhaft. Sie wollen sich über mich lustig machen.“

„Herr, wenn Sie mir einen berühmten Mann in Pirripazzi schaffen — — ich — ich zahle Ihre Beche.“

Don Leone war ziemlich knauserig und geizig, man brauchte also über diese Offerte nicht geringschätzig zu urtheilen. Das that Don Enrico offenbar auch nicht. Er sah sich den Mann, der in Eifer und Hitze gerathen war, genau an, dann senkte er den Kopf nachdenklich und erst nach einer langen Pause, während welcher ihn Don Leone gespannt und erwartungsvoll angesehen, erwiderte er scheinbar überrascht:

„Don Leone, ist das möglich? Sie suchen einen berühmten Mann von Pirripazzi? Sie? Sie selbst?“

„Zum Teufel auch, ja mein Herr, ich, ich selbst. Was ist dabei zu zweifeln? Bin ich etwa nicht Sindaco? Habe ich nicht Ursache dazu? Nächsten Monat ist die Wahl und ich muß meinen berühmten Mann finden, sonst — —“

„Aber, Verzeihung, Herr Sindaco, das erinnert mich an die Geschichte mit Diogenes, der am helllichten Tage mit der Laterne herumlief, um einen Menschen zu suchen und keinen fand — — weil er sich selbst vergaß!“

„Sich selbst — — was — — waaa?“ stotterte Don Leone und sah den Bildhauer an, als ob ihm ein Gespenst erschienen wäre.

„Genau so ist Ihr Fall, Herr Sindaco,“ fuhr Don Enrico mit dem Brustton der Ueberzeugung fort, „Sie suchen auch einen

berühmten Mann von Pirripazzi und finden keinen, weil Sie sich selbst vergessen.“

Erst nach und nach dämmerte dem Sindaco der Sinn dieser Worte, im gleichen Maße aber hob sich seine Nase höher und höher. Er schien zunächst ganz starr darüber zu sein, daß er nicht selbst auf die Idee gekommen war, in Ermangelung eines anderen berühmten Mannes von Pirripazzi sich selbst auf das Piedestal zu erheben. Welch göttliche Idee — sich selbst ein Denkmal zu setzen! Man konnte ja da etwas verschleiern, etwas idealisiren, oder von anderer Seite ausgehend, darstellen. Darüber ließ sich ja reden. Der Mann, der das leisten konnte, war ja da, der Bildhauer war gefunden. Eine wahre Fata morgana der Selbstsucht und des Dünkels erschien vor den erstaunten Blicken Don Leones. Wichtig blusterte er sich auf, steckte mit bedeutender Geste die Hand in die rothe Wollweste und trommelte selbstgefällig mit der anderen auf den Tisch.

„Ich habe einige Verdienste um Pirripazzi,“ sagte er gelassen.

„Wer hat mehr?“ entgegnete der Bildhauer hitzig, „wer will sich messen? Er soll hervortreten.“

„Ja, ja, er soll nur kommen.“

„Wer ist überhaupt berühmt?“ fragte Don Enrico spekulirend weiter, „berühmt ist derjenige, der mehr genannt wird als die übrigen. Wer ist in Pirripazzi mehr genannt als der Sindaco Don Leone Pasturi? Wer, frage ich, wer?“

„Ja, wer?“

„Also ist Don Leone Pasturi berühmt. Sie sind der neue Diogenes, der Diogenes von Pirripazzi. Sie suchen einen berühmten Mann und finden keinen, weil Sie selbst der berühmteste sind. Wohl zu wissen, heißt es hier: nur frisch zugegriffen. Ein blöder Hund wird nicht fett und ein bescheidener zurückhaltender Mann wird nicht berühmt. Vorwärts. Wo soll das Denkmal stehen?“

Don Leone stand auf. Es litt ihn nicht mehr auf der Bank. Er war ein berühmter Mann und wollte auf keiner Bank sitzen. Einige male holte er tief Athem und sah den jungen Künstler an. Welch herrlicher Mensch! Wie rasch er das Richtige herausfand und wie frisch er vorwärts ging.

„Gleich vor der Kirche,“ antwortete Don Leone, „es ist der beste Platz. Ich habe ihn schon lange dazu bestimmt. Aber, Meister, es sind doch wohl noch einige Punkte zu besprechen —“

„Ohne Zweifel, Herr Sindaco, ohne Zweifel. Ich muß wenigstens sechs Sitzungen haben. Diese müssen Sie mir bewilligen — der Ähnlichkeit halber.“

„Ich meine den Kostenanschlag —“

„Bah! Herr Wirth, noch einen Ganzen.“

„Den bezahle ich.“

„Nein ich. Nur ruhig, Herr Sindaco. Halt — um Gotteswillen, welch' schöne Pose! Halt. Nicht gerührt, kein Glied rühren. Wenn ich nur Thon hier hätte. Sofort machte ich eine Skizze.“

Der Wirth staunte nicht wenig. Wie der junge Mann eifrig an dem Sindaco hin und her rückte und drückte, wie Don Leone mit seiner weltgeschichtlichen Miene da stand und alles geduldig über sich ergehen ließ, als ob er auf der Stelle zur Statue werden wollte, das hätte man in einem Theater nicht schöner machen können.

„Und das Material. O, ich weiß wohl,“ meinte Don Leone, „das Material ist eine wichtige Frage.“

„Ueberlassen Sie sie mir, Herr Sindaco. Mein Wort darauf, die Frage wird im rein künstlerischen Sinne gelöst. Ich verlange weiter nichts, als daß man mich etwa acht Tage vor der Enthüllung des Denkmals ungestört auf dem Platze hinter meiner Leinwand arbeiten läßt. Kein Mensch darf mich stören oder belauschen. Ich dulde es nicht.“

„Ich bin der Sindaco, Meister. Verstanden? Es wird dafür gesorgt werden.“

„Es geschieht im Interesse der Sache. Ein Kunstwerk muß fix und fertig in die Erscheinung treten, nicht stückweise, und eine Enthüllung ist keine, wenn schon vorher jedermann sieht und weiß, was enthüllt werden soll.“

„Kein Wort mehr. Ich stehe dafür. Und wann glauben Sie, daß der Tag der Enthüllung kommen muß?“

„Sobald wie möglich.“

„Sagen wir nächsten Monat.“

„Gut. Vielleicht nach der Weinlese.“

„Ausgezeichnet. Nach der Weinlese. Ich werde die Wahl auf denselben Tag ansetzen. Früh Denkmalsenthüllung, nachmittags Wahl. Es wird ein Fest, Meifter, ein Triumph, und es soll Ihr Schade nicht sein, wenn alles glatt geht.“

„Es wird alles glatt gehen, Herr Sindaco, und ich werde mein Bestes leisten. Keine Sorge.“

Es wurde dunkel. Die beiden Männer saßen noch immer bei einander, besprachen die Angelegenheit in allen Einzelheiten, setzten die Tage der Sitzungen fest, regelten die Frage des Materials, des Honorars für den Künstler — Don Leone wollte sich nicht lumpen lassen, es konnte was drausgehen. Auch ein Denkmalskomitee sollte noch ernannt werden — Don Leone konnte sich nicht wohl selbst ein Denkmal setzen — und als sie endlich aufbrachen, waren die beiden in allen Stücken einig. In gehobener Stimmung und bedeutend stolzer und gewaltiger als er gekommen war, nur etwas schwankender, ging der Gewaltige von Pirripazzi wieder durch das Dorf zurück, nach seiner Behausung. Als er vor dem Hause Don Bernardos vorbeikam, sah er, wie dieser, ein gebrochener, armseliges Mann, schnell seinen Sitz vor der Thür verließ und ins Haus trat, um den siegreichen Rivalen nicht vorübergehen sehen zu müssen.

„Armer Teufel, armer Teufel!“ murmelte Don Leone mit etwas weinschwerer Zunge, „er kommt im Leben nicht mehr auf die Strümpfe. Es ist vorbei mit ihm, vorbei für immer. Er ist selbst schuld. Er hat's nicht anders haben wollen.“

### III.

Der Bildhauer hatte den Sindaco nicht begleitet, obwohl er fast nahezu dieselbe Richtung einschlagen mußte, um nach Castellamare zurückzugelangen. Er hatte ihm gesagt, daß das nicht gut ausfallen würde, wenn er jetzt in seiner Gesellschaft bemerkt werden würde, weil die ganze Denkmalsgeschichte nicht von ihnen, sondern von dem Komitee ausgehen sollte. Er war also in der Sirene zurückgeblieben, bis es ganz dunkel war.

Nur nach neun Uhr brach er auf. Das Dorf lag still und finster da. Man konnte nicht von einem bis zum anderen Haus sehen. An irgend welche Beleuchtung der Straßen hatten die Leute von Pirripazzi natürlich noch nie gedacht. Kam es ausnahmsweise einmal vor, daß jemand zu später Stunde noch unterwegs sein mußte, so nahm er eine Laterne oder auch einen Lichtstumpfen mit, um nicht ein Opfer der holperigen, da und dort mit tiefen Löchern versehenen Wege zu werden. Auch das hatte Don Enrico nicht.

Er tappte sich im Finstern vorsichtig und langsam weiter. Der Himmel hatte sich bedeckt. Kein Sternchen war zu sehen. Nur ab und zu leuchtete die roth glühende Feuersäule des Vesubs durch die Nacht herüber, was, da Pirripazzi ziemlich hoch lag, wohl sehr hübsch aus sah, aber auch keine Beleuchtung gewährte, weil es zu entfernt und nur von Zeit zu Zeit erschien, je nachdem der Wind die Schwefelwolken, die dem Berg fortwährend entquollen, zur Seite trieb. Ein weicher, warmer Scirocco-Wind fuhr leise pfeifend um die Höhen des Monte Sant'Angelo. Im übrigen lag das Dorf so still wie ein großer Grab.

In der Nähe von Don Bernardos Haus angekommen, blieb Don Enrico lauschend stehen. Er hätte gern, bevor er nach Castellamare zurückkehrte, noch einmal mit Assunta gesprochen, um jedes Mißverständnis, das etwa bei ihr durch seinen Verkehr mit dem Todfeinde ihres Vaters entstehen konnte, zu verhindern. Er spielte ein Spiel, das unter Umständen ein gewagtes sein konnte und statt ihm die Hand Assuntas einzubringen, leicht gerade das Gegenteil, nämlich die Eini-gung Assuntas mit dem jungen Matteo Ghirlandi zeitigen konnte. Assunta sollte wissen, daß sie sich auf ihn verlassen könne, damit sie nicht aus Verzweiflung oder aus Troß sich von ihm ab und einem andern zuwende.

Er hörte lange nichts und schlich sich näher an das Haus heran. Da war es ihm, als ob er ein leises Seufzen und Weinen hörte, das aber nicht aus dem Hause herauströnte, sondern aus dem daranstoßenden Garten. War es? Er wußte, daß das Terrain gleich hinter dem Hause Don Bernardos ziemlich steil abfiel. Es war also gefährlich, gerade vom Wege abzugehen. Gleichwohl bog er einige mächtige Agaven, die hier wie ein Zaun das Grundstück einsaßen, zur Seite und betrat den Garten, der mit Weinstöcken und Feigenbäumen bestanden war. Hier hörte er das Weinen deutlicher. Leise ging er zwischen den Weinstöcken hindurch dem Schalle nach. Trotz aller Vorsicht stolperte er und brachte einen Stein ins Rollen. Ein leises Geräusch entstand. Dann war alles wieder still. Er horchte und lauschte — nichts. Auch das Weinen war verstummt.

„Assunta!“ hauchte er leise in die Nacht.

Keine Antwort.

„Assunta!“ rief er wieder, „ich bin es, Enrico!“

Bei einem plötzlichen Ausleuchten der Feuersäule vom Vesub sah er sie sitzen auf einer Brunnenmauer oder etwas Nähnlichem. Rasch schritt er nun auf sie zu. Sie erkannte ihn, blieb aber unbeweglich sitzen.

„Assunta, warum antwortest Du mir nicht? Kennst Du mich nicht?“ fragte er wieder.

„Hinweg, Verräther!“ stöhnte sie auf und stieß ihn zurück. Rasch faßte er sie bei der Hand.

„Still, daß man uns nicht hört. Komme weiter fort vom Haus. Ich muß mit Dir reden. Ich ein Verräther? Assunta, wie kannst Du so etwas von mir glauben? Von mir!“

„Hast Du nicht mit Don Leone in der Sirene gefessen und Wein getrunken?“

„Ja, das habe ich und das wird hoffentlich noch öfter passiren. Deshalb komme ich ja hierher, damit Du Dich nicht davon täuschen läßt, wie alle anderen.“

„Was? Du sitzt mit unserem Todfeind beim Wein und glaubst, daß mein Vater jemals in unsere Heirat einwilligen könne? Bist Du von Sinnen? Hast Du vergessen, was Dir mein Vater heute gesagt? Es ist alles aus zwischen uns. Er wird mich morden, wenn er mich wieder mit Dir sieht.“

„So weine doch nicht so laut, Assunta, und höre mir zu, was ich Dir sagen will. Ich thue ja alles, alles nur um Dich.“

„Was? Willst Du mich verspotten?“

„Still! Hörtest Du nicht etwas?“

Sie lauschten beide einen Moment.

Es war, als ob eine Thür gegangen wäre. Sie hörten aber nichts mehr.

„Was hast Du vor?“ fragte Assunta wieder.

„Ich weiß es selbst noch nicht, aber ich versichere Dich, daß ich Dir ewig treu bleiben werde. Was Du auch hörst und siehst in der nächsten Zeit, glaube nichts, als was Dein Herz Dir sagt, glaube nur, daß ich Dich liebe in alle Zeit.“

„Assunta!“ tönte plötzlich in ihrer unmittelbaren Nähe die laute Stimme ihres Vaters, „her zu mir, ich schieße!“

Don Enrico war auf den Tod erschrocken. Hastig fuhr er herum und wandte sich nach der Seite, woher die Stimme kam. In dunkeln Umrissen erkannte er Don Bernardo, der mit dem Gewehr im Anschlag eben Feuer geben wollte.

„Halt, halt!“ rief er leise und hastig. Gleichzeitig sprang er aber auch schon auf die Gestalt zu und schlug das Gewehr zur Seite.

„Don Bernardo, bei allen Heiligen im Himmel, hört ein Wort, Ihr seid im Irrthum, bei meiner Seele!“

„Fort, fort mit Dir — —“ knirschte der Alte in besinnungsloser Wuth.

„Hört! Wenn Ihr Sindaco sein wollt, hört mich.“

„Was?“

„Ich räche Euch an Don Leone und mache Euch zum Sindaco, und mein ganzer Lohn soll Assunta sein.“

„Wollt Ihr Euch einen Spaß mit uns machen?“ leuchte der Alte, noch immer bemüht, sein Gewehr frei zu bekommen.

„Um Gotteswillen, schießt nicht, macht keinen Lärm, kommt ins Haus. Ich erzähle Euch, was ich weiß.“

„Was könnt Ihr noch zu sagen haben? Glaubt Ihr, wir wüßten nicht, daß Ihr hier, Don Leone Pasturi unter einer Decke steckt? Nehmt Euch den jungen Mann. Es geht um Euer Leben. Ich bin nicht hier, nicht mit dem man Spaß macht.“

„Wenn Euch Euer Leben und das Glück Eures Kindes lieb ist, Don Bernardo, so kommt mit mir ins Haus. Kein Wort mehr, da man uns verrathen könnte und so alle meine Anschläge vereitelte. Ich meine es mit Euch so ehrlich wie mit mir selbst. Ich will verdammt sein, hier und dort, wenn ich es nicht in tiefster Seele aufrichtig mit Euch und Assunta meine. Nur hören müßt Ihr mich, damit Ihr meine Pläne nicht in blinder Wuth vernichtet. Wollt Ihr, Don Bernardo? Ihr müßt wollen. Es gilt Euer Glück so gut wie meins.“

Hastig, im fortwährenden Ringen mit dem leuchtenden Manne um sein Gewehr, aber mit einer gewissen Treue und Herzlichkeit hatte der junge Mann die Worte hervorgestoßen. Und plötzlich hielt er das Gewehr in der Hand. Don Bernardo hatte es losgelassen und sah ihn prüfend an.

„Kommt!“ sagte er dann kurz, drehte sich um und ging leise nach dem Hause zurück. Assunta und Enrico folgten ihm.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als der junge Bildhauer das Haus Bernardos wieder verließ, um seinen Weg nach Castellamare fortzusetzen. Der Mond war inzwischen aufgegangen und erhellte den Pfad von Zeit zu Zeit, wenn er durch die noch immer am Himmel hinziehenden Wolken hindurch leuchtete.

Noch ehe Don Enrico aus dem Hause trat, erschien Don Bernardo und sah sich vorsichtig um.

„Es ist alles still. Ihr könnt gehen, Don Enrico. Es sieht Euch niemand,“ sagte er dann. „Ich würde Euch gerne meine Laterne mitgeben.“

„Es ist nicht nötig, Vater Bernardo, und es ist besser so. Und nun gute Nacht. Kein Wort mehr. Man könnte mich sehen oder hören. Addio, Assunta! Und sei vorsichtig. Um Gotteswillen kein Wort entschlüpfen lassen. Du weißt, was auf dem Spiele steht.“

„Und haltet Wort, Enrico,“ rief ihm der alte Bernardo noch zu.

„Ich halte mein Wort, wie ich hoffe, daß Ihr das Eure haltet,“ rief Enrico leise zurück.

Gleich darauf war er in der Nacht verschwunden.

#### IV.

Für die nächste Zeit stand nun die Weinlese in Pirripazzi im Vordergrund des Interesses. Das war vielleicht die einzige Zeit im Jahre, wo die guten Leute von Pirripazzi sich entschließen mußten, einmal ordentlich zu arbeiten. Alles was Kinder hatte war von früh bis abends draußen in den Bignen, um die Trauben zu pflücken und gehörig unterzubringen, und das Hauptgespräch des Tages war natürlich die Ernte. Man war bald darüber einig, daß in diesem Jahre Don Bernardo den Vogel abgeschossen habe. Seine Felder lagen meist nach Osten und Südosten, und da man in dem Jahre sehr heißes, trockenes Wetter gehabt, so waren seine Felder am meisten vor dem dürren Sonnenbrand des Nachmittags geschützt gewesen.

„Es ist ihm zu gönnen,“ meinte Don Leone herablassend, „der arme Teufel stirbt ja sonst vor Gram und Reid. Laßt ihm das bißchen Ernte. Sindaco wird er ja doch nicht.“

Raum aber war die Weinlese vorüber, so schoben die nicht sonderlich arbeitsbegierigen Bauern den Rest der Arbeit wieder, wie das ganze Jahr, auf die Esel ab. Die Leute saßen wieder vor ihren Hausthüren, rauchten und schwatzten untereinander, und die Denkmalsfrage, oder, wie sie sich in dem wunderlichen neapolitanischen Dialekt ausdrückten, „D Monument“ kam aufs Tapet. Das Denkmal von Pirripazzi war bald das Tagesgespräch, und so viel davon

verlautete und wieder und immer wieder erzählt wurde, sollte dem Sindaco Don Leone Pasturi für seine großen Verdienste um die Entwicklung des Ortes ein Denkmal gesetzt werden.

Was das für Verdienste waren, kümmerte die Bauern nicht, und da die Sache nichts kostete, ein Denkmal aber doch immer eine hübsche Sache sei, so fanden die Leute alles sehr schön und waren begierig, wie das Denkmal wohl ausschauen würde. Alles, was mit dieser Angelegenheit in Verbindung stand, erhielt nun eine besonders hervorragende Bedeutung. Der junge „Maestro“, der Künstler, der jetzt häufiger in das Dorf kam und beim Sindaco einlehnte, manchmal aber auch in der „Sirene“, wo er sein Schöppchen trank, wurde der Held des Tages. Auch der Bürgermeister, der doch von der Sache auch wissen mußte, bekam ein erhöhtes Interesse. Wenn die „Sitzungen“ im Hause des Sindaco stattfanden, suchten die Leute unter allerlei Vorwänden in das Haus zu dringen, um das in Arbeit befindliche Kunstwerk zu sehen. Aber diese Versuche, wie auch die Bemühungen, vom Künstler selbst, oder von Don Leone Auskunft über die ungefähre Gestalt des Denkmals zu erhalten, blieben durchaus vergeblich. Ein tiefes, geheimnißvolles Dunkel schwebte über der ganzen Angelegenheit. Niemand konnte auch nur das Geringste über das Denkmal erfahren. Das stachelte die Neugier der Leute natürlich umsomehr auf, und als der Künstler nun gar auf der einzigen „Piazza“ des Ortes, vor der Kirche ein Lattengerüst aufbauen ließ und dasselbe mit grauer, undurchsichtiger Leinwand überzog, bemächtigte sich der ganzen Bewohnerschaft eine grenzenlose Aufregung. Diese geheimnißvolle Leinwand steckte bald in aller Kopf wie ein Gespenst, und es dauerte nicht lange, so wollten alte Weiber gesehen haben, wie in der Abenddämmerung eine weibliche Gestalt, eine Sirene oder Nixe oder dergleichen hineingehüpft sei, die etwas in der Schürze trug und gehört, wie bald darauf heimliches Nichern und Lachen hinter der Leinwand hervorklang. Da den Leuten von Pirripazzi durch Anschlag des Sindaco auf das Strengste untersagt war, den Künstler bei seiner Arbeit irgendwie zu stören oder zu belästigen, so konnte also dieser mysteriöse Besuch nur ein überirdischer, gespensterhafter sein.

Endlich kam der Tag heran, an dem das Denkmal in feierlicher Weise enthüllt werden sollte. Man kann sich denken, mit welcher gespannten Erwartung alle Leute von Pirripazzi den Vorbereitungen zusahen und dem Fest selbst entgegenharrten. Denn das war ein wirkliches Fest im großartigsten Sinne des Wortes. Etwas nie Dagewesenes, nie Gesehenes ging in Pirripazzi vor sich. Sechs Musiker mit wirklichen Trompeten und Posaunen rückten am Morgen des betreffenden Tages von Castellamare in Pirripazzi ein. Natürlich blieb kein Wickelkind zu Hause. Alle Welt versammelte sich auf dem Festplatze vor der Kirche, vor dem geheimnißvollen Leinwandgespenst, das sich nun wie ein Wunder in ein schönes glänzendes Denkmal verwandeln sollte. Feuerwerkskörper prasselten auf, die Musik spielte den Königsmarsch und der Bürgermeister Don Leone Pasturi im höchsten Sonntagsputz, die Mitglieder des Denkmal-Komitees, der Schneider an der Spitze mit einer Papierrolle in der Hand, auf der die Rede, die Don Enrico gemacht, sein säuberlich aufgeschrieben stand — marschierten in gemessenem Gänsemarsch auf und nahmen auf reservirten Ehrenstühlen ihre Plätze ein. Julius Cäsar, der große Imperator, konnte nach der Befiegung des Pompejus nicht großartiger, nicht würdevoller und stolzer auf dem Forum von Rom erscheinen, als Don Leone Pasturi am Tage seiner Denkmalsenthüllung vor der Kirche von Pirripazzi.

Nun trat der Schneider vor, ein kleines schwächliches Männchen — wie die Schneider gewöhnlich sind — mit dünner, schriller Stimme, aber von seiner ungeheuren, weltbewegenden Wichtigkeit durchdrungen, im Eifer seiner Mission. Nun legte er los:

„Hochgeehrte Festversammlung! Werthe Freunde! Theure Mitbürger von Pirripazzi!“

Alles lauschte in athemloser Spannung. Der Sindaco machte ein gerührtes Gesicht; die Weiber hörten auf zu plappern; sogar

die Dorfjungen sperrten Mund und Ohren auf; nur ein einziges Wickelkind gröhlte in ahnungsloser Naturwahrheit in die herrlich blaue Sonnenscheinluft hinein.

„Dem Verdienste seine Krone!“ brüllte der Schneider wieder, als ob alle Zuhörer taub gewesen wären, „was adelt den Menschen? Was ziert unser Geschlecht? Die Dankbarkeit! Die Dankbarkeit ist das schönste Recht, die heiligste Pflicht des Menschen! Theure Mitbürger von Pirripazzi, seien wir dankbar! Dankbar gegen den, der in aufopfernder Arbeit jahraus jahrein für uns schafft, sorgt und wacht, der unsere Interessen wahrnimmt, uns im Kampfe ums Dasein zur Seite steht wie ein wahrer, treuer Freund, helfend und rettend. Theure Mitbürger! Das Denkmal von Pirripazzi, das wir jetzt im Begriff stehen zu enthüllen, ist der Ausdruck der Dankbarkeit gegen den Erhalter und Mehrer von Pirripazzi. Mit unseren bescheidenen Mitteln thaten wir das Möglichste. Mögen andere große Städte große Monumente, herrliche Denkmäler errichten, das Denkmal von Pirripazzi strahlt allen voran als Ausdruck warmer, echter Dankbarkeit. Und beim Fallen der Hülle lade ich alle Anwesenden ein, mit mir einzustimmen in den Ruf: Der wahre Freund und Gönner von Pirripazzi, unser Förderer und Helfer in der Noth — er lebe — — lebe — —“

Die Hülle fiel. Dem Schneider blieb vor Schreck das Hoch in der Kehle stecken, den Musikern der Ton in der Trompete. Die Männer wurden blaß, die Weiber schrien um Hülfe, die Jungen gröhlten und sämtliche Wickelkinder stimmten ein ohrenzerreißendes Konzert an.

Ein furchtbarer, entsetzsvoller Anblick bot sich der Festversammlung dar. Auf dem Sockel, wo noch vor zwei Stunden der Kopf des Bürgermeisters gestanden, grinste jetzt ein gewaltiger, überlebensgroßer — — Eselkopf!

Nöchelnd, halb besinnungslos, starr vor sich hinblickend, wie ein gestürzter Imperator, lag Don Leone Pasturi in seinem Stuhl. Er war unfähig, auch nur einen Ton von sich zu geben. Das Unglück hatte ihn in höchster Erwartung, in stolzester Ueberhebung zu jäh, zu grausam getroffen.

„Was ist denn da zu staunen?“ hörte er die harte, grobe, spöttische Stimme seines Todfeindes und Rivalen, Don Bernardo dicht neben sich, „die Sache ist in Ordnung. Jeder Esel hat um Pirripazzi mehr Verdienste, als unser jetziger Sindaco. Das ist ein ganz hübsches Denkmal. Was wir brauchen, das ist nur ein anderer Bürgermeister.“

Anderer fanden nun auch, daß Pasturi doch eigentlich von einer lächerlichen aufgeblasenheit wäre und es eigentlich recht gut sei, daß diese Geschichte eine solche Wendung genommen habe. Noch andere waren noch summarischer und meinten kurz, der Sindaco sei ein Esel.

Als am Nachmittag desselben Tages die Wahl des neuen Sindaco vor sich ging — Don Leone Pasturi hatte das in seiner Verblendung selbst so eingerichtet und hätte das jetzt gern wieder geändert, in der Hoffnung, die Denkmalsblamage mit der Zeit auszuweihen oder mildern zu können — wurde Don Bernardo Sinigalli mit überwältigender Majorität zum neuen Sindaco gewählt und trat noch am gleichen Tage seine neue Würde an.

Ueber den Vorgang bei der Enthüllung des Denkmals von Pirripazzi selbst blieb die Einwohnerschaft vorläufig noch im Dunkeln. Klarheit kam erst in die Sache, als kaum sechs Wochen später der Bildhauer Don Enrico Gardoni seine Hochzeit mit der Tochter des neuen Sindaco Assunta Sinigalli in Pirripazzi feierte. An diesem Tage soll Don Leone Pasturi geschworen haben, sich nie wieder von einem verliebten Künstler hinter's Licht führen zu lassen. Die Bauern von Pirripazzi aber nickten klug mit den Köpfen und sagten einer zum andern: „Aha! Merkst Du was?“

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Wortspiel.

Apfel, Asien, Garbe, Sport, Stein.

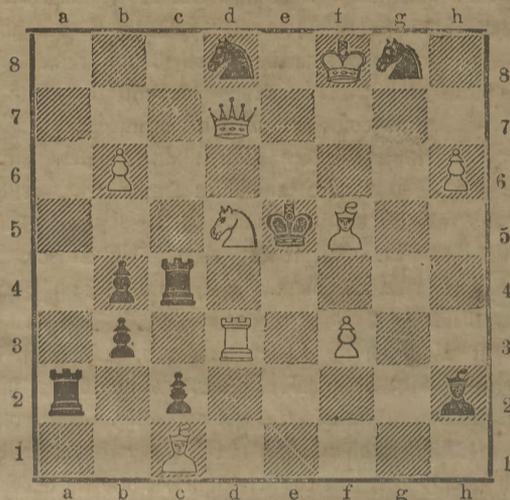
Die vorstehenden Wörter sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten u. s. w. im Zusammenhang gelesen einen Theil des Jahres bezeichnen.

### Zogogriph.

Es giebt mit i Dir festen Stand  
Und liegt mit r im Schweizerland.

### Schachaufgabe.

Von Dr. G. Kalniczky in Tornallha.



Weiß.

(9+9)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

### Auflösung des Bilderräthfels.

Hochzeitsfeier.

### Auflösung der Kreuz-Charade.

Ra	be	
		Nabe, Rosen, Nasen, Besen, Robe.
Ro	sen	

### Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. aB, aA, 10; bA, 10; c10, K, D, 9, 8.

M. dB, a7; bK, D, 9, 8, 7; cA, 7; d10.

H. b, cB; aK, D, 9; dK, D, 9, 8, 7.

Skat: aS, dA.

Spiel:

1. B. bA, b9, aK.
2. H. bB, aB, dB (-6).
3. B. cD, cA, aD.
4. H. cB, a10, a7.
5. H. a9, aA, d10 (-21). Die andern Stiche macht der Spieler; die Gegner sind also nur bis 27 gekommen. Hätte V sein c-Solo gemacht, wäre das Spiel gegangen: 1. B. aB, c7, cB. — 2. B. c9, cA, bB (-13). — 3. H. dD, c10, d10 — 4. B. c8, dB, dK (-6), womit also die Gegner nur 19 erlangt hätten.

Richtige Lösungen gingen ein von: Anna u. Else Breiß, Elisabeth Stieff, Kurt Schendel, Gustav Walkowiak, Louise Prengel, Otto Große, Hans Töpffer, Alfons Teske, Gertha Kronsohn, Mag und Hermann Kurnik, Bromberg.